

(Nachdruck verboten.)

131

## Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

Evanston war jetzt auf ein Thema gekommen, das ihn berechtigte machte. Edmund Hall aber sah da und ertappte sich darauf, wie ihn ein zunehmender Widerwille gegen diesen Mann erfaßte, obwohl es ihm sonst nicht einfiel, ihn in irgend eine Beziehung zu sich selbst zu stellen. Mit welchem Recht und aus welchem Grunde sah dieser wohlbeleibte Missionar jetzt da mit einem häßlichen Blick und ereiferte sich über ein Unrecht, das andere, ihm unbekannte Leute erlitten hatten?

Evanston wurde indessen von Mc. Carthy zum Schweigen gebracht, der in Allan Kardec und Davis an Bord ging und in den Wolken verschwand. Edmund Hall schnitt die Spitze einer Zigarre ab und zündete sie an. Mc. Carthy warf immer mehr Ballast aus. Während er schwebte, kam Frau Mc. Carthy aus dem Schlafzimmer herabgeschlichen und setzte sich mit einem vorsichtigen Blick zu ihrem Mann hinüber auf einen Stuhl. Edmund Hall zog fragend die Brauen in die Höhe, und als eine Pause entstand, beugte sie sich vor und flüsterte:

„Sie hat geweint, jetzt schläft sie.“

Hall erhob sich und stand da, den Blick unverwandt auf Mc. Carthy gerichtet, bis dieser sicher auf der Erde landete.

„Sie wollen doch nicht schon gehen, Herr Hall?“ rief Mc. Carthy aus, sich gleichsam an einem Baum haltend, bereit wieder in die Luft zu steigen.

„Wann haben Sie gedacht, den Kreis zu dem Vortrag zu versammeln?“ fragte Hall mit einer brutalen Höflichkeit, die vielleicht niemand als ihm selber fühlbar war. Mc. Carthy wenigstens merkte nichts, er machte eine liebenswürdige, entgegenkommende Verbeugung, war lauter Zuorkommenheit. Ja, darüber mußte man reden.

An der Haustür wurde geschellt. Mc. Carthy eilte mit einer Entschuldigung hinaus, um zu öffnen. Hall setzte seine blaue Brille auf und suchte nach seinem Stief. Aber er konnte nicht sofort gehen, denn der Mann, mit dem Mc. Carthy draußen auf dem Gang erst fremd sprach und den er dann zuorkommend in das Zimmer einlud, war Thomas A. Mason.

7.

Er kannte Evanston und Hall, und sie kannten ihn, aber alle drei verbargen es einen Augenblick, jeder aus seinem Beweggrunde. Und sie sahen alle drei stark aus, jeder auf seine Weise, während der wenigen Sekunden, die sie einander fixierten. Mason war der Gewandteste, er tat, als erhole er sich endlich von einer ganz lähmenden Ueberraschung.

„Ja, ich sage, New York ist klein!“ rief er kameradschaftlich aus und ging mit ausgestreckter Hand vor. „Sie sind nicht die ersten bekannten Gesichter vom Promenadendeck des „Bacharach“, auf die ich heute gestoßen bin, Herr Evanston und Herr Edmund Hall. Wissen Sie übrigens, daß man immer, wenn man von Bord eines Schiffes geht, seine Mitreisenden auf die rätselhafteste Weise in der Stadt treffen wird, nach der man kommt — in einem Fahrstuhl, auf der Straßenbahn, an Orten, wo es sich um Sekunden handelt, ob man zusammenstößt oder nicht, aber man tut es. Ich bin einmal mit einem Reisegefährten in einem Rettungsnetz zusammengetroffen, in das wir beide aus einem brennenden Hotel hinabsprangen und fragten: „Wie geht es Ihnen,“ als wir uns von Angesicht zu Angesicht in dem Netz sahen. — „Ist Ihnen die Reise gut bekommen?“ — Einmal habe ich einen höchstgeehrten Mitreisenden in einer Zelle in Sing-Sing — getroffen.“

„War dies letzte Zusammentreffen so ungeheuer zufällig?“ fragte Hall verzweifelt. Er wollte doch einen Stein in die dritte Mühle werfen, die dort zu mahlen anfing.

Mason hielt auch wirklich mit einem knirschenden Laut an, nicht dann mit der allerfamiliärsten und anerkanntesten Miene von der Welt.

„Nicht übel!“ sagte er und kniff die Augen zusammen. Hall wandte sich gleichgültig von ihm ab und Mc. Carthy sprach leise mit seiner Frau. Hall sah nach seiner Uhr, es war über neun. Evanston hatte sich ebenfalls erhoben, um

zu gehen, er stand im Schatten hinter der hohen Stehlampe, das Gesicht einem Bild an der Wand zugewendet.

„Die Herren wollen doch nicht gehen, weil ich gekommen bin?“ jagte Mason bedauernd, „mein Anliegen nimmt nur kurze Zeit in Anspruch, ich werde mich gleich wieder empfehlen.“

„Wenn Sie mir Ihre Adresse geben wollen, Herr Thomas A. Mason,“ sagte Mc. Carthy, „so will ich heute abend noch in meinen Büchern nachsehen und Ihnen die gewünschten Aufklärungen senden.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden.“

Mason zog eine Karte heraus und schrieb seine Adresse darauf. Dann verabschiedete er sich, indem er jedem die Hand gab.

„Herr Evanston,“ fragte er, als er zu ihm kam, „könnte ich wohl ein Wort mit Ihnen reden? Nicht jetzt, aber vielleicht würden Sie mir sagen, wo Sie wohnen, dann sehe ich morgen bei Ihnen vor.“

Evanston wandte sich langsam um, er antwortete nicht. Hall sah staunend, daß das knochige Gesicht ganz aschgrau war, und daß seine Augen matt aussahen.

„Es ist übrigens nichts von Wichtigkeit,“ fügte Mason hinzu, als ihm Evanston nicht gerade willig entgegen zu kommen schien. „Ich weiß, Sie sind Missionar in China gewesen, Herr Evanston, und ich dachte an die Möglichkeit, einige Aufschlüsse, um die es mir zu tun ist, von Ihnen zu erlangen. Vielleicht treffen wir uns einmal wieder. — Aber was — was ist denn dies?“

Ein leises, knarrendes Geräusch an der Tür machte sich bemerkbar. Alle sahen dahin. Mirjam stand dort. Sie hatte nur ein weißes Nachtgewand an, und das Haar war gelöst, das Lampenlicht fiel auf ihre nackten, dünnen Füße. Die Augen standen offen, aber sie sahen nicht; die jungen Züge schiefen, der Mund war gerade so weit geöffnet, daß sie den Eindruck machte, als atme sie. Sie schlief. Jetzt trat sie vor, die Augen fielen ganz langsam zu, als das Licht sie berührte, öffneten sich aber wieder.

„Still!“ flüsterte Edmund Hall befehlend. Und während sich nun niemand vom Fleck rührte, ging Mirjam weiter ins Zimmer hinein, ohne den Stühlen nahe zu kommen und ohne die Arme zu heben. Sie ging dicht an eine Stubenwand heran und glitt in ihrer ganzen Länge daran entlang, blieb ein wenig an dem Harmonium stehen und begann dann weiter zu gleiten. Evanston und Hall standen nicht weit voneinander. Mirjam ging ihnen entgegen und blieb einige Schritte von ihnen entfernt stehen; die andern hatten den Eindruck, als wolle sie zu einem von ihnen hingehen, wisse aber nicht zu wem. Sie bog den Kopf ein wenig hintenüber, sie sah überirdisch aus in ihrer Feinheit und Ruhe, wie sie so dastand. Dann wendete sie ganz leise und langsam den Kopf Hall zu, trat dicht an ihn heran und sah ihm gerade ins Gesicht. Er beugte sich herab und begegnete ihrem Blick, der blind war, aber sanfter und tiefer als der Blick des Rehs im Walde. Sie erhob die eine Hand und näherte sie seinem Herzen. Da zuckte er zusammen und wich zurück. Mirjam erwachte, sie wandte sich stumm ab, legte den Arm über ihre Augen und schien zu schwanken. Frau Mc. Carthy führte sie still hinaus.

„Ein neues Versuchsobjekt, Herr Edmund Hall?“ ertönte Masons Stimme mit einer stark verächtlichen Betonung. Und als Edmund Hall sich aus seiner Gemütsbewegung herausriß und Mason erstaunt ansah, begegnete er einem dreisten, fast wilden Blick aus den Augen des kleinen Mannes. — „Der ist sicher Unteroffizier gewesen“, dachte Hall.

„Was wollen Sie?“ fragte er. „Was gehen Sie hier überhaupt herum und sammeln unsäglich Privatgeheimnisse, Herr Mason?“

Thomas A. Mason trat dicht an Hall heran und bohrte den Blick in den feinen. Es war ein roher, tatkräftiger Blick, es lag Gewalt darin.

„Haben Sie die Güte, mich nicht mit Ihrer Person zu wärmen,“ sagte Hall. „Ihr Atem ist auch keineswegs gut, Herr Mason.“

Mason zog sich zurück.

„Sie werden schon erfahren, was ich will,“ kommandierte er. Und sich mit einer entschuldigenden Gebärde vor Herrn

und Frau Mc. Carthy vorbeugend, wandte er sich mit kräftiger und sprungbereiter Bewegung zum Gehen.

„Was in aller Welt ging nur mit dem Manne vor sich?“ rief Hall sehr erboht aus, als Mc. Carthy, der Masen hinausgelassen hatte, zurückkehrte.

Mc. Carthy schüttelte unschuldig den Kopf. „Whte es nicht. Kannte den Menschen nicht. Er war gekommen, um Mc. Carthy um einen Auszug aus seinen Protokollen aus der Zeit, als er noch Gefängnisprediger war, und da Mc. Carthy in dem Glauben war, daß er ein Detektiv sei, obwohl er sich nicht als solchen vorstellte, hatte er ihm die gewünschten Aufschlüsse versprochen. Ed mund Hall müsse den Austritt sehr entschuldigen. Dergleichen Menschen hätten nicht allemal den richtigen Begriff davon, wie sie sich benehmen müßten. So Mc. Carthy erhielt häufig Besuch von irgend einem Mann, der im Dienst der Polizei stand und einen Einblick in seine Protokolle zu tun wünschte, und er pflegte es nicht abzuschlagen, obwohl diese Menschen nicht alle gleich taktvoll waren. Mc. Carthy redete jetzt von einem frischen Wind getriebenen drauf los. Aber Hall war müde und wollte gehen, er unterbrach ihn, führte selber die Unterhaltung und verabredete einen Abend für die nächste spiritistische Sitzung. Er teilte Mc. Carthy mit, daß er diesen einen Abend in seinem Hause erscheinen wolle, aber wenn die Sitzung ein Resultat ergäbe, das die Abhaltung anderer Zusammenkünfte zur Folge hätte, so müsse er darauf bestehen, daß sie alle in sein Laboratorium drüben in der Stadt verlegt würden, wo er die nötige Kontrolle üben könne. Darüber einigten sie sich, und dann verabschiedete sich Hall kurz und ging.

Er fühlte sich sehr nervös, unruhig und beischloß, einen Spaziergang zu machen. Brooklyn, wo er nicht oft gewesen war, ward ihm indes bald zu trübselig mit seinen häßlichen Straßen und seinem Gewimmel von schabigen Leuten, er bestieg eine Straßenbahn, deren Ziel er nicht kannte und beschloß damit zu fahren, wohin sie ihn führte, wie er das oft zu tun pflegte, wenn er das Bedürfnis hatte, alles von sich abzuschütteln. Die Bahn ging quer durch die Stadt und eine meilenlange Straße entlang, bis nach Long Island hinaus. Hall stieg ab, als keine Häuser mehr an den Seiten des Weges lagen, und als er sah, daß eine andere Straßenbahnlinie wieder in die Stadt hineinführte, eine halbe Meile quer über das offene Land, da beschloß er die Strecke Weges über die Felder zu gehen und mit der andern Linie nach Hause zu fahren. Es war nicht sehr dunkel, außerdem sah er hin und wieder einen erleuchteten Wagen vor sich vorübergleiten, mit blauen Lichtern; er hielt diese Richtung inne, durch betautes Gras watend. Es war so wunderbar still hier. Ein Geruch von Leppigkeit schlug ihm über dem Kopf zusammen, in weiter Ferne erscholl ein ganz gedämpftes Quaken von Fröschen, wie aus einem Horizont von dunklem Grün. Weit hinten lag Brooklyn in einem trüben Rauch, und dahinter schimmerte New York weiß in der Luft, in der großen Entfernung wie der heiße Nebel über einem Feuerfeld erscheinend. Hinter New York stand eine ferne, gewaltige Wolkenbank, und darüber wölbte sich der Himmel, noch klar und hell nach dem Sonnenuntergang.

(Fortsetzung folgt.)

## Buchkunst der alten Meister.

Von Ernst Schur.

Das Kunstgewerbemuseum ist nach dem inneren Umbau wieder eröffnet worden. Die erste Ausstellung, die im Lichthof gezeigt wird, ist der Buchkunst der alten Meister gewidmet. Es kommt damit die neu erworbene Sammlung Grisebach zur Ausstellung, die die hervorragende Erwerbung des vorigen Jahres war, eine Sammlung alter Drucke, die in ihrer Vollständigkeit eine beinahe lückenlose Uebersicht über die Geschichte des Buchdrucks von den Anfängen an geben. Diese aus etwa zweitausend kostbaren Bänden bestehende Sammlung bietet unschätzbare Material für den Fachmann wie für den Kenner. Dank der regen Propaganda des Direktors der Bibliothek, Jessen, ist es gelungen, mit Hilfe von Kunstfreunden und Sachleuten diese Sammlung für das Museum zu erwerben.

Die Ausstellung, die eine Auswahl der wichtigsten Werke giebt, ist sehr übersichtlich in Gruppen geordnet, die die Entwicklung markant zeigen. Sie umfaßt den Zeitraum vom 15. bis zum 18. Jahrhundert.

Am Beginn steht das geschriebene Buch, das unter Verwendung kostbaren Materials (Pergament, Gold) von den Mönchen in den Klöstern geschrieben wurde und zugleich mit Initialen, Randleisten und Bildern geschmückt wurde. Der Schreiber des Buches war also zugleich der Künstler. Daher die herrliche Einheit dieser

feinen Werke, die mit einer Sauberkeit und Akkuratheit ausgeführt sind, daß viele die Schrift für Druck halten werden. Arbeitete doch jodh ein Schreiber oft sein Leben lang an der Herstellung eines einzigen Buches, das allerdings meist ein Foliant von ansehnlicher Stärke war. In dieser geschriebenen Buchkunst haben wir zugleich die Anfänge der Malerei, die ebenfalls ins 14. Jahrhundert zurückgehen. Die Malerei geht aus den Miniaturen der Handschriften hervor. Dieser malerische Reiz ist ganz wunderbar in den kleinen Bildern der Schriften erhalten. Reizvoll schlingen sich farbige Girlanden um das geschriebene Seitenbild, deren feines Linienpiel entzückt. Reich und grazios ist dieser freie Stil. In ein großes Initial wird ein ganzes Ergebnis hineingemalt und speziell leuchtet hier die Landschaft in prachtvoll tiefen Farben, denen als Kontrast ganz helle Nuancen gegenüberstehen. Mit welcher ziellich-primitiver Subtilität ist z. B. ein Baum mit seinem zarten Geäst in die Landschaft hineingelegt, eine natürliche Primitivität, die manche moderne Maler heut künstlich anstreben. Die Gewänder der Figuren leuchten in voller Pracht blau und rot aus dem Grünen, und das Gold fügt einen tiefwarmen Ton hinzu. Zugleich ist das Seitenbild sehr fest und vollkommen sicher in der Anordnung und diese Verbindung der kräftigen Buchstaben mit dem feinen malerischen Schmuck ist von besonderer Wirkung. Die Buchstaben wurden mit der Gänse- oder Rohrfeder geschrieben, der Text meist in zwei Parallelspalten angelegt. Der Charakter der Buchstaben ist gotisch, er erhält je nach der Persönlichkeit und dem Ort eine besondere, lokale Prägung. Allgemein ist die sorgsam innegehaltene, gleichmäßige Flächenwirkung, die der Schreiber durch ganz genaue Ausfeilung und Anpassung der Buchstaben erreicht, so daß sich keine Lücken ergeben. Der Rotmaler fügt die Anfangsbuchstaben und Ueberschriften in roter oder blauer Farbe ein. Dann kommt der Illuminator oder Miniator und malt Randleisten und Bilder hinein. Die Einheit des Ganzen bleibt immer bestehen, der dekorative Eindruck ist immer vollendet. Nichts drängt sich hervor. Ruhige, prächtige Flächenwirkung zeigt jede Seite. (Schrant 1 zeigt dieses „geschriebene Buch“.)

Um durch eine unnötige Fülle nicht zu verwirren, seien die drei Hauptperioden herausgehoben, die sich in charakteristischen Druckwerken absondern aus der Masse. Das sind: das gotische Buch (Deutschland), das italienische Buch der Renaissance, das französische Buch des 18. Jahrhunderts, dies sind die Höhepunkte der Druckkunst in Europa.

Gutenberg und seine Nachfolger schlossen sich an das geschriebene Buch an. Wenn man die Seiten der deutschen gedruckten gotischen Bücher (Schrant 2) in ihren kräftigen, gleichmäßigen Typen, in der Verwendung der Farbe, in den Verzierungen mit dem geschriebenen Buch vergleicht, so wird man diese Ähnlichkeit herausfinden. Es verliert sich natürlich die persönliche Schönheit, der Reichtum im Ausdruck, den die auf allgemeine Verwendung abzielende Drucktype nicht behalten konnte. Die Haltung im ganzen wurde einfacher, sachlicher werden. Schmuck wie Type zeigen in der Druckübertragung diese Vereinfachung. Aber die Verbindung, die Uebereinstimmung merkt man doch. Kräftig und bestimmt erscheint das Seitenbild. Im Ton prachtvolles, deckes Papier trägt die breite, satte Type. Die Kolumne steht wie eine feste Säule, um die das Rankenwerk der Ornamente ein zierliches Spiel schlingt. In der ersten Periode malt der Rotmaler noch die Initialen hinein. Dann werden auch diese eingedruckt. Auch die Illustrationen wurden nun eingedruckt. Das Bild wurde in Holz geschnitten und eingefügt. Solange die Zeichnung nur den Umriss giebt, finden wir trotz der dadurch gebotenen Kürze des Ausdrucks eine volle, ausreichende Wirkung. Sobald die Umrisse koloriert wurden, trennten sich naturgemäß Illustration und Text, wenn auch für den Holzschnitt hierin ein Fortschritt lag, der jetzt eine ganz andere farbige Lebendigkeit erhielt. Es begann hier ein neuer Stil im Holzschnitt. In der folgenden Zeit ging man noch mehr zu einer wirklichen Illustration über. Der Holzschneider lernte vom Kupferstecher. Licht und Schatten ließen die Figuren plastischer heraustreten. An Masse nimmt die Buchproduktion zu, an Qualität schon ab. Die Schriften verlieren an Charakter. Die Verzierungen drängen sich mehr in den Vordergrund und überwuchern zum Teil den Text. Die Renaissance kündigt sich an. Und obwohl in dieser Zeit die Illustration durch die Tätigkeit von Künstlern, wie Dürer, Holbein u. a. künstlerisch ihren vollen Ausdruck fand, sank die drucktechnische Fertigkeit. Das Bild steht in reifer Schönheit, mit allen Mitteln durchgebildet, vor uns; dagegen erscheint der Druck schon beinahe kümmerlich. Und neben dem Bild ist es das Ornament, das durch den Reichtum, die Fülle seiner Gestaltung verblüfft. Straßburg und der Eschaf hielten noch energischer an der alten, guten Tradition, die auf die dekorativ-technische Ausstattung des Buches Wert legte, fest. Fein im Bildlichen ist Augsburg, das vor allem den Theuerdank mit seinem reichen Schnörkelwerk druckte. Am feinsten wuchs sich dieser Renaissancestil in Basel aus, wo ein Künstler wie Holbein Illustrationen und hauptsächlich Umrahmungen entwarf und zugleich dabei das Buchmäßige genau berücksichtigte, das aber hier ebenfalls allmählich sank.

Einen neuen Stil, der ebenbürtig dem gotischen Buch zur Seite trat, brachte Italien. Das italienische Buch der Renaissance (Schrant 16.)

Deutsche Drucker brachten die Druckkunst nach Italien und zuerst zeigt das italienische Buch den ähnlichen gotischen Charakter

wie in Deutschland. Ratdolt aus Augsburg druckte in Venedig Bücher, die die reizvolle Ornamentik der Venetianer Buchmaler, die an den Orient anknüpft, auf die Druckkunst überträgt. Seine Type ist fein und zugleich charakteristisch und das leichte Rankenwerk ergibt weiß auf schwarz eine dekorative Einheit mit der Druckseite.

Venedig wurde dann überhaupt der Mittelpunkt der italienischen Buchkunst. Es wird die Antiquatypen verwandt, die klar und fein ist. Dem Satzbild ist eine graziose, leichte Zierlichkeit eigen. Diesem klaren Bild fügten sich die Holzschnitte, die in freien Linien abföhllich nur dem Kurz geben, prachtvoll ein. Ein linearer Stil von dekorativer Prägnanz durch die Reinheit, Einfachheit der Form bestehend. Auch die Illustration wahrt diesen zurückhaltenden Charakter. Einige Künstler geben dem Holzschnitt eine neue Ausdrucksfähigkeit, indem sie eine energische Schwarz-Weißwirkung anstreben, so daß in dem freien Linienpiel breite, schwarze Flecken (etwa die Hüfte oder Schuße in den Kostümen) heraustreten. Die Flächenwirkung ist überall beibehalten. Florenz ist dafür charakteristisch, das diesen knappen, strengen Stil besonders pflegt. Allmählich sinkt auch hier die Druckkunst und zwar zeigen sich die gleichen Symptome wie in Deutschland: die Künstler verlassen die Flächenwirkung, operieren mit Licht und Schatten, um plastisch zu wirken. Das führt zur Vergrößerung, zur Verflachung.

Den dritten Höhepunkt bildet das französische Buch des 18. Jahrhunderts. (S. 18.) Ehe das zu diesem Höhepunkt kam, hatte es ähnliche Studien zu durchlaufen, wie das deutsche, das italienische Buch. Es entwickelte sich ebenfalls aus der Pariser Buchmalerei, die im Buchstaben kräftig, im Schmuck zierlich war. Dann kam die gotische Ornamentik, die durch die Renaissance abgelöst wurde. Aus dieser Zeit existieren eine Reihe von Liebhabern im Auftrag gegebene Bücher, die charakteristisch das Hinneigen des französischen Geistes zur eleganten Form zeigen. Dann kam der Kupferstich, den zuerst die Niederlande bewussten. Sie entwickelten die Renaissance zum Barock. Man spürt den Einfluß von Rubens. Große mythologische Bilder werden dem Text eingefügt. Auch die Radierung wurde für den Druck nutzbar gemacht. Für das Seefahrerbuch der Holländer sind die großen Atlanten charakteristisch, die zum ersten Male in diesem Umfang gestochen werden.

Diese neuen Anregungen bildeten die Franzosen im 18. Jahrhundert aus. Sie schufen aus Type und Stich eine Einheit, deren Eleganz besticht. Ludwigs XVI. Zeit ist es. Schon zu Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. Zeiten begann man, dem Stiche seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Freilich wollte man noch durch den Umfang verblüffen und schuf jene riesigen, mit Kupferstichen angefüllten Werke, die den Ruhm des Königs in serviler Tonart verherrlichten. Nach 1750 bildet sich dann, indem diese Maße des Umfangs vernünftig herabgesetzt wurden, indem die Gesellschaft und damit der einzelne mit seinen Reigungen mehr Geltung gewann, der besondere französische Buchstil heraus. Klare, feine Typen, sachliche Anordnung, maßvoller Schmuck, die Vollbilder in feinstem Kupferstichtechnik und auch Einband und Vorsatzpapier sind gebührend berücksichtigt. Nach Deutschland kam diese Art durch Chodowicki. Die Bücher der vorklassischen und klassischen Zeit sind in diesem Stil gedruckt. Einige Musterbücher von Pariser Schriftgießereien zeigen feine Schriften und Ornamente in Auswahl. Dann kam das Zeitalter des Nototo, in dem man die gute französische Tradition noch beibehielt.

Danach verflachte die Druckkunst unaufhaltsam. Die Masse der Nachfrage zerstörte die Sorgfältigkeit. Es ging abwärts, bis endlich in unserer Zeit die Buchkunst wieder Boden gewonnen hat. Es ist darum von erheblichem Wert, daß diese Sammlung dem Museum verbleibt. Sie ist, sobald die Ausstellung geschlossen sein wird, dann wochentäglich von 10 Uhr morgens bis 10 Uhr abends zu benutzen. Die Ausstellung ist am Tage und abends geöffnet. Möge vor allem die Praxis aus dem in dieser Vollständigkeit selten vorliegenden Material dauernde Anregung gewinnen!

### Kleines feuilleton.

Die Reichstagswahl in Krattelhäusen. So viel hatte der Bürgermeister von Krattelhäusen jedenfalls heraus, als er im Städtchen gesprochen hatte mit dem Amtmann. Er, der Bürgermeister, hatte dafür zu sorgen, daß in Krattelhäusen nicht sozialdemokratisch und nicht schwarz gewählt wurde.

Alles andere war dem Amtmann und folglich auch dem Bürgermeister so ziemlich egal.

Nun hatte ja Krattelhäusen nur zweiundvierzig Wähler, davon fünfunddreißig Bürger waren und sieben Knechte. Selbstverständlich kannte der Bürgermeister seine Leute in- und auswendig, und von den Bürgern wußte er genau, wie sie wählen würden. Nur einer, der alte Gentner, war zweifelhaft, der schimpfte immer, daß der Schnaps so teuer geworden sei in den letzten dreißig Jahren, und dem war nicht zu trauen; aber mit dem hatte der Bürgermeister seinen eigenen Plan.

\*) Das Verbe der niederländischen Bücher, das Pomphaste der Zeit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. ist abgedämpft zu einer graziosen Germania. Typisch dafür sind jene kleinen Almanache, deren armutige Ausstattung im Ornamentalen und Figürlichen nun im Drucktechnischen auch bei uns Eingang fand.

Von den Knechten waren drei nicht ganz sicher für ihn, und hier hatte er jedenfalls einzusehen.

Bühhofer ging zum Höhlenbauer, der hatte den gefürchtetsten. Dieser junge Mann war aus der Stadt gekommen auf Anordnung des Arztes; er mußte sich durch Arbeit auf dem Lande von seiner Lungensalamität kurieren. Er hatte etwas Lieberbedendes in seinem Wesen, so überhebend, daß er überhaupt fast gar nicht mit den anderen Leuten sprach, und auch nicht mit den Knechten anderer Leute. Man kannte seine Ansichten nicht, darum gab es hier nur eines; beiseite schaffen.

Man einigte sich auch in diesem Sinne, und der Höhlenbauer versprach, den Kerl einfach am Wahltag mit einer Fuhre Holz fortzuschicken.

Die anderen beiden waren, der eine beim Schmied, der andere beim Holzmichel, bei denen war der Weg der friedlichen Ueberzeugung vorzuziehen, und der Bürgermeister ging persönlich zu den beiden. Sie ließen sich gern überzeugen, und die Sache kostete nur zwei Mark, was für Bühhofer nicht der Rede wert war.

Es kam der Tag der Wahl. Der alte Gentner hatte am Morgen vom Bürgermeister eine ganze Flasche selbstgebranntes Wasser erhalten und war nicht zur Wahl gekommen, auch die drei gefürchtetsten Knechte waren der Wahl ferngeblieben und trotzdem, trotzallem, das Pech, das unsagbare Pech —

Der Bürgermeister rannte auf und nieder und stieß den Stuhl so ungnädig auf den Boden, daß er einbrach und die Bretter knadten.

Eine Zentrumstimme und eine sozialdemokratische, sagte der Leher. Wie sollte er nun dem Amtmann gegenüberreten —, in seinem — — in Bühhofers Dorfe, im Dorf Krattelhäusen, eine Zentrumstimme und eine sozialdemokratische.

Der Bürgermeister schwor und fluchte, daß die Wähler vom alten Großherzog an der Wand wackelten, aber der verpöfchte Patriotismus von Krattelhäusen, für den doch der Bürgermeister draußen in der Welt, das heißt im Amtsstädtchen zu stehen hatte, war dadurch nicht repariert.

Der Gemeindefchreiber duckte sich, der Ortsdiener verschwand hinter einem Pult, aber die beiden Stimmzettel verschwand nicht, die lagen da, und die mußten regelrecht angemeldet werden, daran war nichts zu ändern. Aber eine Genugtuung mußte Bühhofer haben, er mußte wenigstens herausbringen, wer diese Stimmen abgegeben hatte.

Auch das war übrigens nicht so einfach, wie er dachte, als er den Entschluß faßte, um jeden Preis zu erfahren, wer die Sünder gewesen.

Es mußte aber schnell geschehen, denn man sollte womöglich noch am Wahltag dem Amtmann das Resultat mitteilen können. Der Amtmann hätte ja allerdings noch an andere Dinge zu denken, als an das Wahlergebnis von Krattelhäusen, aber der Bürgermeister nicht, und darauf kam es jetzt augenblicklich an.

Der Dorriberste sann vergebens auf Mittel und —, wie es seine Gewohnheit war, ging er vor und nach dem Essen in seiner Wohnstube auf und ab und schimpfte und polterte; ein Klotter Holz gäbe er darum, wenn er wüßte, wer die beiden waren.

Diese Schimpfereien drangen auch an's Ohr der Stall- und Küchenmagd, und als der Bürgermeister nach dem Essen allein war in der Stube, da ging sie hinein und sagte, sie wüßte den „Einen“.

„Du — Du?“

„Ja schon, und wenn Ihr mir fünfzig Pfennig mehr Wochenlohn geben wollt? —“

„Kreuztörlen!“ Er stampfte auf den Boden.

Aber die Magd sah schon, daß sie gewonnen hatte.

„Ja, ich kann's halt auch nicht so sagen.“

„Na ja, Du sollst haben.“

„Aber es darf ihm gar nichts geschehen, und Ihr dürft nichts zu ihm sagen, sonst habe ich's nachher wieder zu büßen.“

„Mein, red' nur, red'!“

„Euer Knecht, der Toni, hat für den Herrn Pfarrer in Rabelstadt gestimmt.“

„Der Toni —? Der Toni —? Woher weißt Du das?“

„Ich habe in seinem Zimmer drei Stimmzettel gefunden, den nationalliberalen, den sozischen und den freisinnigen, aber den anderen nicht, na, so muß er halt den anderen verbräucht haben.“

Der Bürgermeister stand erstaunt und erstarrt vor der Intelligenz seiner Kuhmagd.

„Bei Gott, Du hast recht.“

Er ging wieder in der Stube auf und nieder.

„Da kannst Du recht haben. Aber zum Teufel, wie kommt denn der dazu, er ist ja gar nicht katholisch?“

„Aber sein Schatz, die Lene im Hirschen.“

„Kreuztörlen, und da sollte —?“

„Ja, die läuft alle Sonntag beichten und mit dem Toni mach' sie halt was sie will.“

Der Bürgermeister stampfte auf.

„Du kannst gehen. Die fünfzig Pfennig kriegst Du. Erfahren soll er nichts und geschehen soll ihm auch nichts.“

Da war nun die halbe Lösung, aber gar nicht erfreulich, nein, gar nicht erfreulich. In seinem eigenen Hause war der Schuldige, allerdings war es wenigstens kein Bürger von Krattelhäusen, aber im Hause des Bürgermeisters, das war ungefähr ebenso schlimm. Aber — —, man brauchte am Ende ja von dem zweiten nichts zu sagen

Und nun weiter, nun war noch der zweite Riffeläcker zu suchen.

Er stand da und sann, und da fuhr ihm ein Gedanke durch's Gehirn, und da erschraf er, denn das kam nicht allzu oft vor. Jetzt hatte er das Mittel, auch den anderen zu finden.

Das mußte versucht werden. Aber er selbst konnte das nicht. Er ging zum Schullehrer und machte ihm seinen Plan so plausibel, daß der Dorfweise erst den Bürgermeister ganz ungläubig ansah.

Das beleidigte Pöbhofer.

„Ja, Sie glauben immer, daß wir nicht eine gute Idee haben können,“ so fauchte er den ältlichen Mann an. Daß er die Idee seiner Magd verdante, sagte er allerdings nicht. Der Dorfweise aber übernahm bereitwilligst den Auftrag, der ihm geworden. Er fragte den Briefträger aus, wieviel Wahlzettel in grauem Rubert er in's Dorf gebracht habe. Genau zweiundvierzig. Also war die Rechnung einfach. Er schickte einige Schüler herum und ließ alle sozialistischen Wahlzettel im ganzen Dorfe abholen unter dem Vorwande, daß er sie sammeln wolle. Man hatte an dem alten Manne schon mehr Absonderliches miterlebt und so nahm niemand Anstoß an dieser Sammlerei.

Nun ergab sich aber ein merkwürdiges Resultat. Man brachte genau einundvierzig Stimmzettel mit dem Namen Schröder zusammen, man war überall gewesen, nur beim Bürgermeister nicht.

„Ja“, sagte der Lehrer, als er dem Bürgermeister die einundvierzig Stimmzettel vorzählte, „es fehlt gar keiner, nur der Ihre.“

„Der meine?“

„Nun ja, es sind einundvierzig, und zweiundvierzig sind bloß in's Dorf gekommen.“

Der Bürgermeister holte seine drei Wahlzettel. Einen hatte er natürlich verbraucht, und der Herr Lehrer nahm die Brille, besah jeden in- und auswendig, dann machte er ein sehr, sehr langes Gesicht.

„Na, aber Herr Bürgermeister, Sie haben den mit dem Namen Schröder nicht mehr.“

„Na ja, habe ich gewählt — —.“

„Na, aber Verzehrung, Herr Bürgermeister, das war doch der Sozialdemokrat.“

„Himmeltreuzlücken — — —!“ Friß Sänger.

### Technisches.

Die Zukunft des Lichts. Wohl selten ist in mehr fesselnder Form und doch tiefergründiger Darstellung über die Gegenwart und Zukunft in der Herstellung künstlicher Lichtquellen gesprochen worden, als von Professor Silvanus Thompson in einem jetzt als Buch erschienenen Vortrag, der auf der letzten Versammlung der britischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften gehalten wurde. Einige der darin behandelten Tatsachen sind zwar schon bekannt, können aber kaum oft genug in drastische Weise betont werden. So weist Thompson darauf hin, daß in Großbritannien allein bei der künstlichen Beleuchtung jährlich viele Millionen verschwendet werden, da neun Zehntel der durch die Lichtquellen entwickelten Energie als Wärme verloren gehen, deren Erzeugung nicht beabsichtigt ist und jetzt auch gar nicht gewünscht wird. Der Mann, der für uns in Zukunft das tun werde, was das Glühwürmchen und die Feuerfliege tun, nämlich Licht durch Leuchten und nicht indirekt durch Glühen zu erzeugen, der werde mit Recht einen Weltruf gewinnen. „Ich habe“, sagt Professor Thompson weiter, „keine Furcht, daß das große Problem des künstlichen Lichts nicht schließlich eine endgültige Lösung finden wird. Die Idealampe der Zukunft, die Licht ohne Hitze liefert, wird eine wirkliche Leuchtampe sein, und zwar jedenfalls eine elektrische, aber keine Glühlampe. Zu den Möglichkeiten, diesem Ziel näher zu kommen, hat die Wissenschaft jüngst eine neue in der Entdeckung des Radiums gewonnen. Dieses überraschende, verblüffende Metall wirkt, als ob es eine uner schöpfliche Quelle unsichtbarer Strahlen von wunderbarer Kraft wäre. Wenige Milligramm Radium, in die Nähe eines phosphoreszierenden Stoffes gebracht, lassen diesen im Dunkeln leuchten und machen ihn so zu einer ewigen Lampe. Man könnte glauben, daß der Mensch hier die Gewähr der billigen Lichtquelle habe. Leider aber sind die ehernen Gesetze der Sparsamkeit ein Hindernis wegen der äußersten Seltenheit und Kostspieligkeit des Radium. Eine Lampe von nur einer Kerze Lichtstärke erfordert wenigstens einige Milligramm Radium, und diese kosten wenigstens 800 Mark, so daß ein Tagkerze billiger sein würde.“

### Kulturgeschichtliches.

Mittelalterliche Kraftwagen. Das Mittelalter besaß sich auf das angelegentlichste mit der Frage irgend eines Erfahres der tierischen Kraft als Mittel der Fortbewegung. Größere praktische Erfolge wurden bei diesen Bestrebungen natürlich nicht erzielt, da unter Berücksichtigung der damals zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen und mechanischen Mittel nichts Durchgreifendes zustande kommen konnte. Mit einigem Erfolge wurde nur die Naturkraft des Windes in das Joch gespannt. Solche „Windwägen“ baute man besonders in Holland, dem Lande der Windmühlen und Segelschiffe, und der alte Hans Merian gibt 1659 in seiner Niederländischen Topographie bei Beschreibung des Ortes Scheveningen zugleich eine solche in der dort gebräuchlichen Windwägen. Er schreibt: „Scheveningen ein Dorf nahend dem Haag gelegen, alda die Wind-

wägen gewissen werden, deren sich Prinz Moriz von Oranien bisweilen gebraucht hat, wann er neben des Meeres Gestade spazieren fahren wollte. Und haben in einem solcher Wägen 28 Männer sitzen und innerhalb zwei Stunden vierzehn Holländische Meilen, nemlich von Scheveningen bis nach Bettem mit solcher Geschwindigkeit fahren können, daß die vorüber reisende sie nicht haben können, oder ein Pferd ihnen lang gleich laufen können. Der Erfinder dieser Wägen ist der vornehme und berühmte Mathematikus Simon Steevinus gewesen. In einem alten Stammbuche hat sich die Abbildung eines solchen, allerdings nur für sechs Personen berechneten Windwagens erhalten. Ein offener Kasten mit hoher Rückwand, um die dem Winde ausgelegte Oberfläche zu mehren, ruht auf vier Rädern mit sehr breiten Felgen (um nicht in dem Dünenfande allzutief einzusinken). In der Mitte des Wagens erhebt sich ein Mastbaum, an dem eine Raa angebracht ist, die ein großes, geschwelltes Segel trägt. Vorn ist ein Bugspriet, das gleichfalls mit einem kleinen Segel versehen ist. Vorn wurde der Wagen mit einer Art Steuerruder gelenkt.

Ein solcher Wagen war jedoch nur bei vorhandenem Winde ein nützlich Ding. Man suchte darum mit Hilfe eines Räderwerkes in Verbindung mit der menschlichen Antriebskraft eine Fortbewegung zu ermöglichen. Einen derartigen auf 4 Rädern laufenden Wagen baute 1649 zu Nürnberg der Mechaniker Johann Hautsch. Auf den Hinterrädern ruhte ein großer geschlossener Kasten, in dem sich ein Räderwerk befand, welches durch einige, in dem Kasten befindliche Menschen getrieben wurde. Der Wagen kam also gar nicht klein gewesen sein. Oben saß der Lenker des Wages, dessen vorderes Ende in einem Drahen auslief, der die Augen verdrehte und gegen diejenigen, die den Weg versperrten, Wasser aussprie. Ein paar am Wagen angebrachte Engel hatten bewegliche Arme und bliesen die Wolame. Von der erzielten Geschwindigkeit wird nichts überliefert, sie wird kaum groß gewesen sein. Karl Gustav von Schweden kaufte 1650 den Wagen um 500 Taler.

Zur gleichen Zeit baute in Nürnberg der Uhrmacher Stephan Karfner, selbst an den Füßen gelähmt, Wagen auf drei oder vier Rädern, denen ähnlich, wie man sie noch heute von den an den Füßen Gelähmten zur Fortbewegung auf der Straße in Benutzung sieht. Der Antrieb geschah durch von den Armen bewegte Kurbeln. So segensreich ein solches Befehel auch für die Gelähmten sein mochte, für die Gesunden brachte eine solche Art der Bewegung natürlich keinen praktischen Erfolg und Nutzen.

### Notizen.

— Im Kunstsalon Wertheim wurde eine neue Ausstellung eröffnet, die größere Kollektionen bringt von Karl Feder-Basing, Reinhold Grohmann-Berlin, Johannes Hänich-Berlin und Walter Wäntig-Leipzig. Ferner sind mit Wüdnern vertreten Gustav Weckler-Naurach, Amandus Faure-Stuttgart, Hans Klobß-Fürstentwerder, Ernst Petrich-Berlin, Moriz Preylich-Berlin, Viktor Sarubin-Petersburg u. a.

Der Wert der Frau. Schiller hat uns aufgefordert, die Frauen zu ehren. Wie man sie zu schätzen hat, erfahren wir aus dem Pariser „Journal“. Dieses Blatt teilt die Aufstellung eines „Statistikers“ mit, die den durchschnittlichen Wert einer Frau aus der „Gesellschaft“ und aus der bescheideneren Bourgeoisie zu bestimmen sucht. Allerdings nicht etwa den idealen Wert ihrer sittlichen und sozial nützlichen Eigenschaften, sondern den Warenpreis des Behangs jeglicher Art, worin sie ihre edle Leiblichkeit ausführt. Denn wie der griechische Weise all das Seinige mit sich trug, so trägt die „Dame“ wahrhaftig ihren Wert mit oder genauer auf sich. Wenn man eine „schöne“ Pariser Dame, wie sie geht und sieht, bar verkaufen wollte, müßte man folgende Produktionskosten ihres Zaubers in Rechnung ziehen:

Schuhe 80, Strümpfe 25, Hemd 100, Korsett 200, Hosen 200, Unterrock 300, Kleid 800, Pelz 5000, Perlen, Ringe usw. 6000, Koller 20 000, Handschuhe 20, Hut 200, Kämme 300, Haarnadeln 60, Hutnadel 1000, Handtäschchen 800 Fr., im ganzen also 35,085 Fr., wobei noch unentbehrliche Gegenstände, wie das Taschentuch vergessen und weder die falschen Haare, noch die Goldpfomben, noch auch ungenannt sein wollende Förderer der Formenschnheit mitgerechnet sind.

Aber auch die „Meine Bourgeoisie“ repräsentiert noch einen überraschenden Wert. Der Statistiker rechnet:

Schuhe 25 Fr., Strümpfe 6, Hemd 25, Korsett 60, Hosen 50, Unterrock 120, Kleid 200, Pelz 600, Perlen 1500, Handschuhe 5, Hut 80, Kämme 50, Haarnadeln 2, Hutnadel 30, Handtäschchen 50, Summa 2803 Fr.

Man sieht also, auch die kleine Frau, die ihre Betätigung nicht in den Cercles, sondern bescheiden bürgerlich in Wanderungen durch die Warenhäuser sucht, hat auf ihrem mehr oder minder tugendhaften Leib noch immer einen Apparat hängen, dessen Kaufpreis eine von Millionen Arbeitern, Bauern, Beamten, Handverlern unerreichtbares Jahreseinkommen darstellt. Der „Statistiker“ war vorsichtig genug, nicht auch den Wert der aus den Ausverkäufen bezogenen Stoffreste, der mit eigener Hand aufgeputzten Hüthen, der jämmerlichen Fabrikstücke abzuschätzen, worin die Pariser Arbeiterin ihre rasch verblühende Anmut kleidet, ehe sie zur gealterten, abgehetzten, in eintöniger Arbeit stumpf gewordenen Proletarierin geworden ist, die für die Salonsoziologen überhaupt nicht mehr als „Wert“ zählt.